

LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

HILDA SIRI

1918-2007

(Celeste Ribeiro de Sousa)

2008

Die große Tour

Hilda Siri

Die Pfadfinder von Porto Alegre: Ihre große Tour nach Blumenau. Erzählt von Willi (Guilherme Hugo) Fick. Pfadfinder, die an der Tour teilnahmen: Georg Black, der Leiter, Guilherme Hugo Fick (Willi) – 1. Zugführer, Karl Black (Kako), Georg Black, Edmar Eichenberg, Oscar Zimmer, Kuwer, Adib Guri Maluf, Hermann Reimer, José Carlos Daut (Cacalo), Oscar Daut (Oka), Emil Häuser, Nicolau Köhler, Oscar Breier, E. Otto Blauth, Oscar Wende.

Der Beginn der großen Tour von Porto Alegre nach Blumenau war für den 27. Dezember 1914 festgesetzt.

Der Tag zuvor

Einen Tag zuvor war große Musterung im Turnerbund in der Strasse São Rafael. Wir Pfadfinder, die an der Tour teilnehmen

sollten, fanden uns morgens um sieben Uhr ein, uniformiert, mit Rucksack , Mantel, Zelttuch und Wanderstab.

Georg Black (Turnlehrer), Leiter der Pfadfindergruppe, der Arzt, Dr. Stadler und einige Herren der Direktion des Turnerbundes erwarteten uns schon. Zuerst untersuchte Dr. Stadler jeden einzelnen sorgfältig: Lunge, Herz, Blutdruck, Rachen, Augen, eben eine allgemeine Untersuchung, um festzustellen, ob wir für die Strapazen so einer langen Tour gesundheitlich fähig waren. Gegen Pocken waren wir schon vor dem Eintritt in die Gruppe geimpft worden.

Nachdem alle gesund und kräftig befunden waren, kam die Musterung. Jeder musste seinen Rucksack auspacken. Black wollte hauptsächlich feststellen, ob niemand zu viel Gepäck hatte. Dieses bestand aus Unterwäsche, Hemden, Badehose, Seife, Zahnpasta, Schuhbürste und der eisernen Ration: eine große Tafel Schokolade.

Jeder Pfadfinder hatte außerdem als persönliche Ausrüstung: Messer, Gabel und Löffel, einen Becher und eine Feldflasche. Die Uniform war aus grünem Kaki. Der Stoff war von der Casa Carvalho, Porto Alegre.

Von der allgemeinen Ausrüstung war jedem ein Stück zugeteilt, Kochtopf, Kessel, Kanne, alles aus Aluminium und die Griffe, gegen die Hitze, mit Isolierband umwickelt, ein Rost zum Braten und Kochen und sonstiges. Jeder hatte ein Stück Feldbahn aus Gabardine, das fachgerecht zusammengefaltet unter die Schnallen des Rucksacks geklemmt wurden. Dasselbe geschah auch mit dem Mantel. Einige hatten Lodenmäntel aus Deutschland, andere Regenmäntel von Renner aus Caí.

Der Wanderstab diente später zum Aufbau des Zeltes. Außerdem hatte jeder zwei Pflöcke, Heringe genannt, die, in die Erde gerammt, dem Vertäuen des Zeltes diente. Auch Stricke gehörten zur Ausrüstung.

Die Apotheke, die hauptsächlich aus Desinfektionsmitteln, Verbandzeug und schmerzlindernden Mitteln bestand, trug der alte

Black selbst. Obwohl er noch gar nicht alt war, nannten wir ihn so unter uns.

Black legte Wert darauf, dass jeder seine erprobten, ausgetretenen Schnürstiefel trug, ebenso, dass an der Uniform nichts drückte oder wetzte.

Die Pfadfindergruppe von Porto Alegre war 1912 vom Turnlehrer Black gegründet worden und hatte ihren Sitz auf dem Spielplatz des Turnerbundes in São João, vom Zentrum der Stadt mit der Strassenbahn in einer knappen Stunde zu erreichen. Sie hatte dort eine Bretterbude zur Verfügung, in der sich die Mitglieder versammelten.

Es nahm nicht die ganze Gruppe an der Tour teil. Nur die Fähigsten, Stärksten und Diszipliniertesten der Schar, doch das allein war auch nicht massgebend. Manche Geeigneten erhielten nicht die Erlaubnis der Eltern. Christian Gelbert, der 2. Zugführer meldete sich noch kurz vor dem Aufbruch durch seine Schwester ab, angeblich wegen Unwohlbefindens.

Von Porto Alegre nach Taquara

Auf eine heiße, stickige Nacht folgte ein kühler, klarer Morgen. Die Luft war prickelnd, wie unsere innere Erregung. Um halb sechs fanden wir uns im Turnerbund ein. Nochmals eine kurze Musterung von Black und einige Anpiffe, dessen langer Bart heute struppiger wirkte als gewöhnlich, dessen graue Augen jedoch unternehmungslustiger aber auch strenger blickten als sonst.

Wir stellten uns auf; der Zugführer voran und marschierten singend die Rua São Rafael entlang, bis Ecke Conceição, die Conceição hinunter bis zur Rua Voluntários da Pátria. Wo die Marschkolonne auftauchte blieben die Leute am Strassenrand stehen. Es war noch nicht viel Betrieb auf den Strassen, aber Milch-, Brot-, und Gemüsegewagen von Pferden gezogen, blieben knarrend stehen,

die Lieferanten hörten auf, ihre Waren auszurufen und mit den Pferden zu schreien. Frauen kamen an die Fenster und alles Volk, dem wir begegneten, staunte und freute sich an der jungen, frischen Schar von Halbwüchsigen, die im Marschtempo ihrem Ziel, der Eisenbahnstation zustrebte.

„Das Wandern ist des Müllers Lust“ klang es zum gleichmäßigen Tritt der Stiefel auf dem Kopfsteinpflaster. Bei der Überquerung der Voluntários stoppte ein Schutzmann den Verkehr. Die elektrische Strassenbahn ‚Navegantes‘, einige Lastkraftwagen, Pferdewagen und Karossen, Taxis und Personenwagen blieben stehen. Zeitungsverkäufer, Reisende und Personen, die auf der Station was zu tun hatten, blieben stehen, und wir marschierten stolz in das graue, düstere und qualmige Gebäude, durch die Sperre, den Bahnsteig entlang und stellten uns längst des fahrbereiten Zuges auf, in Erwartung weiterer Befehle.

Der Zug stand schon unter Dampf. Er bestand aus der Lokomotive, Tender, Postwaggon, aus einem Waggon zweiter Klasse und zwei Waggons erster Klasse. Black hatte uns bei der Bahnverwaltung eine Freifahrt besorgt und zwar erster Klasse. In der zweiten Klasse mit schmalen Holzbänken reisten gewöhnlich nur Arbeiter und armes Volk.

In der ersten Klasse waren die Bänke, die man in Fahrtrichtung stellen konnte, mit Lederpolsterung.

Der rußige, mit Funken durchsetzte Qualm der Lokomotive konnte nicht gänzlich durch die Öffnungen im Zinkdach der Station entweichen und verräucherte das ganze Gebäude und die Abteile. Es roch nach Urin und Schmalzgebackenem. Verkäufer mit flachen Tragkörben, meist mit einem weißen Tuch bedeckt, boten Schmalzgebäck, Kuchen, Süßigkeiten und Früchte an. Je näher die Zeit der Abfahrt heranrückte, umso lebhafter und lauter wurde das Gedränge der Einsteigenden.

Die Lokomotive zischte weißen Dampf in gefährlicher Nähe des Bahnsteigs. Ein bulliger Neger stopfte ununterbrochen Holzscheite in den feurigen Rachen der Dampfmaschine, in der es schon brodelte, als wolle sie platzen.

„Einsteigen!“ Der Black: „Nicht so drängeln!“

Wir zwängten uns das Treppchen hinauf und belegten lärmend unsere Plätze, warfen die Rucksäcke, die Hüte und die Stäbe in das Gepäcknetz und schauten (wo möglich) aus den Fenstern und winkten den zurückbleibenden Freunden und Verwandten.

Der Bahnvorsteher zog die Glocke, piff und beim zweiten Piff des Vorstehers setzte sich der Zug ratternd und schnaubend in Bewegung. Die Lokomotive piff und bimmelte fast ununterbrochen bis wir aus dem Zentrum der Stadt heraus waren. Langsam, in den Kurven knirschend verließ sie das Bahnhofsgelände.

Links sah man den Guaíba die ‚Ilha do Pavão‘, alles noch in leichte Nebelschleier gehüllt; am Ufer des Flusses erschienen und verschwanden Holz- und Sandlager, die Werft Mabilde und einige Hütten, dann lange Zeit nur Wasser. Rechts war mehr zu sehen: Zwischen leeren Plätzen – Gärten und Obstgärten, einige Wohnhäuser und dann in Abständen die großen Fabrikanlagen. Zuerst kam noch das Roheisenlager von Kappel, dann die Limonadenfabrik von Fischel, die Bierfabrik von Ritter, die Möbelfabrik Gerdau und die Ofenfabrik Wallig. In einer Nebenstrasse erschien das Riesengebäude der Schokoladefabrik Neugebauer.

Die Bahnlinie entlang standen Telegraphenpfosten; auf jedem Pfosten ein Dreckbauernest, die Eingänge alle hübsch in der selben Himmelsrichtung.

Und schon hielt der Zug, wiederum mit großem Gebimmel und lautem Getute: Navegantes. Von einer Station war eigentlich nichts zu sehen – ein ins Wasser hinein gebauter Schuppen. Rechts, in der Nähe die monumentale Kirche von Navegantes und links ein kleiner Hafen, in dem Boote, kleine Dampfer und breite Kähne

vertäut lagen, die letzteren voll mit Melonen, Orangen und Gemüse beladen.

Von jetzt an fuhr die Eisenbahn schneller. Vor jeder Strasse, die das Geleise kreuzte, stieß sie Pfiffe aus. Die nächsten Stationen waren: Gravataí, Canoas und Esteio, dann Sapucaia und São Leopoldo. Ab und zu hielt der Zug auf der Strecke und ein Postsack wurde hinauf geworfen.

Zu beiden Seiten des erhöhten Geleises liefen Wassergräben, nicht selten mit blau blühenden Wasserpflanzen besät – Aguapé. Am äußeren Rand der Gräben standen ‚Maricá‘ und anderes Gestrüpp. Selten ein Haus. Weit und breit ein zum Teil sumpfiges Flachland, saftige Weiden, wo vereinzelt oder in Gruppen Rindvieh und Pferde grasten. Rechts in einiger Entfernung der runde Bergkegel des ‚Sapucaia‘. Den hatten wir schon einmal bestiegen.

Immer, wenn der Zug hielt, liefen Knaben, auch Frauen den Zug ab und boten in flachen Hänkelkörben Lebensmittel an; manchmal auch in sauber mit weißem Papier ausgelegten Pappschachteln. Zu kaufen gab 's: mit Zucker bestreute Fleischpasteten, gekochte Maiskolben, ‚Rapadura‘ (trocken eingekochter Zuckerrohrsyrup) in Maisblätter eingeschlagen, ‚Doce de leite‘ und Früchte der Jahreszeit, jetzt im Sommer hauptsächlich Weintrauben und Melonen.

In Sapucaia gab 's – typisch für diesen Ort – ‚Beijú, Plätzchen aus der ausgepressten Masse des geriebenen ‚Mandioca's. Diese Masse wird auf einem Backblech flach ausgestrichen, mit Zucker und Zimt bestreut, sehr heiß gebacken, zerschnitten und zwei Fladen mit dem Zucker nach innen, zusammengeklappt.

Zu den großen Sehenswürdigkeiten auf dieser Strecke gehörte die Eisenbahnbrücke über den Fluss Gravataí, daneben die Brücke der Landstrasse mit massigen Steinpfeilern; und in Esteio die riesengroße ‚Figueira‘ (Wilder Feigenbaum) die größte von ganz Rio Grande do Sul, die zwischen der Bahnstation und der Kirche stand.

Die Ortschaften, die wir durchfuhren oder von weiten sahen, waren klein und reizlos. Im Mittelpunkt war immer die Kirche aus Holz oder Stein mit einem kleinen Turm.

São Leopoldo schien aus der Ferne bedeutungsvoller. Türme und Giebel, eine Phosphorfabrik, das Quartel, ein Schmelzofen. Auf der Station ein reges Hin und Her. Hier hielt der Zug länger um Wasser aufzunehmen und auf einen anderen Zug zu warten, der aus entgegengesetzter Richtung kam. Wir vertraten uns die Füße.

Dann durchquerte der Zug, wieder mit viel Gebimmel die Stadt. In der Nähe des ‚Rio dos Sinos‘ lag das Stadtzentrum: Zwei Kirchen, das Priesterseminar, die Präfektur, Geschäftshäuser und Hotels. Vor der Eisenbahnbrücke war der Hafen von Blauth. Die Brücke über den breiten, grünen Fluss war eine Eisenkonstruktion. Gleich nach der Brücke wieder eine Station – Neustadt. Hier wurde das Angebot von Nahrungsmitteln durch frische, gebackene Fische in geröstetem ‚Farinha‘ bereichert. Uns war untersagt, etwas auf Stationen zu kaufen, noch dazu einen Flussfisch, die meistens viele Gräten haben.

In Neustadt stiegen wir um, auf das Bähnlein, das uns nach Taquara bringen würde. Die Landschaft veränderte sich, sie wurde hügliger, links die sumpfige Ebene der Walachei, rechts die ersten Hügel der Serra Geral. Gelegentlich schnaufte das Bähnlein und knirschte in den Kurven. Nach einer knappen Stunde erreichten wir Hamburg, Neu- Hamburg, von weitem gekennzeichnet durch zwei nebeneinander liegende Bergkegel: Dois Irmãos. Bei der Fahrt durch die Stadt drangen häufig unangenehme Gerüche, man kann ruhig sagen Gestank in unser Abteil, hervorgerufen von den Abwässern der Gerbereien, deren es in Neu- und Alt Hamburg viele gab.

Die Station von Alt Hamburg lag im Tal. Links befand sich ein ausgetretener Weg, der zu den beiden Berghügeln führte und rechts sah man die evangelische Kirche, daneben das Evangelische Stift und auf der gleichen Anhöhe liegend, das Hospital Regina.

Unsere letzte Bahnstrecke, das Ziel, lag vor uns: Taquara. Wir waren froh, dass sich das Ende der Bahnfahrt näherte. Im Abteil war es heiß und stickig. Hunger regte sich. Um Mittag erreichten wir das Städtchen.

In Marschkolonnen und mit Gesang ging 's durch die Hauptstrasse, ging 's bis zum Haus von Dr. Tschermak. Ein schönes groß angelegtes Bretterhaus mit einer großen offenen Veranda, an deren Pfeiler blühende Gewächse hoch rankten. Es lag in einem großen bunten Garten. Dahinter sah man Stallungen, eingezäunte Obst- und Gemüsegärten und Weiden.

Dr. Tschermak erwartete uns zum Mittagessen; Tische waren auf der Veranda gedeckt. Nachdem wir unsere Sachen verstaut hatten und uns gewaschen hatten, setzten wir uns an den Tisch. War's der Hunger? Es schmeckte herrlich. Wir verbrachten den Nachmittag in Hof und Garten. Große Attraktion war das neue Automobil, das der Arzt kürzlich erworben hatte. Die Nacht verbrachten wir im Schuppen.

Am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe begann der Fußmarsch, der Aufstieg der Serra. Die Berge waren noch in Nebel gehüllt. Die von den schmalen Rädern der Ochsenkarretten durchwühlten Strassen, waren unangenehm zu durchwandern, umsomehr, als sie mit Geröll und losem Gestein besät waren. Besser war's, wenn wir den Weg abschneiden und einen Fußweg benutzen konnten. Selten traf man jemand, immer mit Hallo begrüßt. Ochsenkarretten, Reiter, Pferdewagen, Maultiere mit Quersäcken beladen, hin und wieder Fußgänger, auch Schulkinder zu Fuß oder zu Pferd. Doch je höher wir stiegen, je einsamer und waldiger es wurde, umso schwächer wurde der Verkehr.

Den bebauten Äckern und mit Vieh bevölkerten Weiden, folgten Geröllhalden, große zackige Felsen, Gestrüpp, vereinzelte Pinien und schließlich die Pinienwälder. Immer steiler wurde der Weg. „Viel Steine gab 's und wenig Brot.“

Der Nebel verwandelte sich in Regen. Wir stapften eiliger vorwärts. Nun regnete es in Strömen. In unsere Mäntel gehüllt, die Zeltbahnen über dem Kopf liefen wir den Pfad hinauf, durch Wasser, das in Strudeln den Weg hinunter stürzte. Wir fanden eine leere Hütte, in der wir unterschlüpfen; und jetzt ging ein wahrer Wolkenbruch über uns nieder.

Plötzlich ein Knall, ein Donnerschlag, der die Erde erzittern ließ. Der Blitz, ein jähes Feuer, gleichzeitig mit dem Knall. Wir rückten zusammen wie verängstigte Schafe. So plötzlich wie er kam, endete der Regen. Wir dachten, der Blitz hätte neben der Hütte eingeschlagen. Nein. Ungefähr hundert Meter weiter hatte er einen großen Baum gespalten. Die Äste lagen noch auf dem Weg. Wir mussten welche wegräumen, um vorbei zu kommen.

Gegen Abend erreichten wir den ‚Hampel‘. Herr Hampel hatte an der ‚Encosta‘, oben in den Bergen, ein Hotel, in dem auch Sommerfrischler wohnten. Einer sah uns von weitem und schrie: „Die Pfadfinder kommen“.

Hampel kam gerannt und begrüßte freudig seinen Freund Black mit Handschlag. Natürlich sollten wir bei ihm bleiben. Er bereitete uns ein Mahl. Wir hatten unterwegs nicht abkochen können, die eiserne Ration durfte noch nicht angegriffen werden. Wir waren sehr hungrig. Bis das Essen fertig war, entledigten wir uns der nassen Kleidungsstücke und hängten sie in den Schuppen, auch Mäntel und Feldbahnen.

Das Hotel, aus Brettern gebaut, hatte ringsum eine Veranda mit Liegestühlen, von der man die Aussicht bewundern konnte. Doch diese Aussicht war nichts weiter, als grüner, dichter Pinienwald.

Nach dem kräftigen Abendessen vertrieben wir uns noch etwas die Zeit, hauptsächlich damit, dass wir die Erlebnisse der zwei Tage wiederkäuten und jeder seine eigenen Eindrücke zum besten gab. Zwischendurch sangen wir auch, dem Gastgeber und den Gästen zuliebe.

Mittlerweile wurde uns im Speisesaal eine Schlafstätte bereitet, mit Matratzen und Woldecken. Unsere Mäntel, die sonst als Decke dienten, waren durchnäßt. Wir legten uns mit dem angenehmen Gefühl des Gesättigtseins nieder. Der Wärme und vor allem der bleiernen Müdigkeit wegen, schliefen wir sofort ein, und schliefen, bis der erste Hahnenschrei uns weckte.

Nach dem Morgenkaffee mit wunderbarem, frisch gebackenen Brot, eine große Seltenheit auf dieser langen Tour, ging 's an die Arbeit. Das nasse Zeug wurde in die Sonne gehängt, die Rucksäcke ausgepackt, Wäsche und Lebensmittel auf Feuchtigkeit hin untersucht und auch die leeren Säcke zum Trocknen aufgehängt.

Danach durchstreiften wir die Gegend. Der sauberere Pfad durch den dichten Pinienwald führte zu einem dunklen Weiher. Ab und zu sah man einen Fisch hochschnellen und in der Sonne blitzen.

Doch wir wollten mehr sehen und erleben. Wir kamen zu einem Wasserfall. Und da die Dezembersonne auf die Haut brannte, entschlossen wir uns zu einem Bad unterhalb des Falls, der mit aller Wucht auf den Steinen auf prallte. Doch das Bad war kurz. Das Wasser, das aus den hohen bewaldeten Bergen kam, war eiskalt.

Es war auch schon Zeit zum Mittagessen, zu dem wir uns froh und erwartungsvoll einfanden. Wir wurden nicht enttäuscht. Es gab Schweinebraten, Huhn, Kartoffelsalat, und ob das noch nicht genug wäre, schwarze Bohnen und Reis. Ein Götterfraß. Als Nachtisch gab es noch Serrano Käse und ‚Goiabada‘.

Nachmittags tummelten wir uns in Wald und Wiesen, entdeckten immer wieder neue Naturschönheiten. Die Sommerfrischler begleiteten uns auf diesen Wegen und waren froh über die lebendige Abwechslung. Gegen Abend wurde gepackt und alles bereitgestellt zum frühen Aufbruch. Die ‚Encosta‘, der Abhang, liegt ungefähr 5 km von São Francisco de Paula entfernt. Dort beginnt das Hochland.

Herr Black weckte uns früh, der Kaffeetisch war schon gedeckt und wir langten kräftig zu. Jeder bekam noch eine Stulle mit Schinken und Käse auf den Weg. Black wollte für Kost und Übernachtung zahlen, und, obwohl er eine Reisekasse hatte, wollte er eine Sammlung veranstalten, damit jeder von uns ein Scherflein von seinem Taschengeld dazu beitrüge, doch Hampel wehrte sich entschieden gegen eine Zahlung. Wir seien seine Gäste gewesen und es sei unmöglich etwas anzunehmen.

Dankbar stellten wir uns auf, sangen ein Abschiedslied, und marschierten los. Die Gäste und Hausbewohner klatschten und begleiteten uns mit Abschiedsgrüßen. Als wir außer Sicht waren, verfielen wir in Wanderschritt und suchten über Stock und Stein ‚im Nebel unseren Weg‘.

Von São Francisco de Paula nach Salto Grande

São Francisco de Paula bestand nur aus einer langen Strasse und einer ‚Praça‘ und war, außer einigen Steinbauten, ein kleines dürftiges Nest.

Als wir singend die Hauptstrasse entlang marschierten, traten die Leute aus den Häusern, klatschten und johlten, stellten sich am Strassenrand auf, und begleiteten uns, besonders die Jugend, mit viel Hallo bis zur Praça, wo wir uns aufstellten und ein Lied zum Besten gaben.

Wir zogen gleich weiter, denn wir wollten bis Mittag noch den Salto erreichen.

In einer ‚Vende‘, kleines Geschäftshaus, deckten wir uns noch ein mit Wurst, Reis, ‚Charque‘ (Dörrfleisch), Rapadura und ‚Bolachas‘ (ein hartes ungesüßtes Mehlgebäck), sehr haltbar, das uns demnächst das Brot ersetzen sollte.

Nun veränderte sich die Landschaft. Der dichte Wald wich dem Kamp. Weideland, so weit das Auge schaute, unterbrochen von Baumgruppen oder Wäldchen, besonders an Wasserläufen.

Es war ein langer, fast ununterbrochener Marsch nach dem Salto. Er war jedoch angenehm. Es ging quer über den ‚Kamp‘. Ausgetretene Viehpfade halfen uns bei den Böschungen und beim Durchwaten der Bäche. Das Vieh sucht sich immer den bequemsten Weg und die seichtesten Stellen im Gewässer. Es war auch nicht heiß, denn wir befanden uns jetzt 1200m über dem Meeresspiegel. Abgekocht wurde an diesem Tag nicht. Wir aßen die Schinkenstullen vom guten Hampel und tranken klares Wasser, das überall aus den Felsen sickerte.

Große Spechte flogen in Schwärmen auf, wenn wir uns näherten und flogen von einem Wäldchen zum anderen. Sie erschreckten uns mit ihrem ohrenbetäubenden Gekreische. Black sagte: „Die haben noch nie Pfadfinder gesehen.“

Überall weidete wildes Vieh, Pferde und Maultiere, auch Schafherden waren zu sehen. Manchmal erschreckte uns ein Rind, wenn es durch unser Kommen aufgeschreckt, sich schwerfällig zu voller Höhe aufrichtete und mit seinen riesigen spitzen Hörnern drohte. Hin und wieder begegneten wir Straußen, die sofort ihre langen Beine in Bewegung setzten und mit Windeseile entflohen.

Kein Haus, kein Mensch weit und breit.

Plötzlich rannte vor uns ein wildes Tier. Wir dachten, es sei ein Hund, aber es war ein Fuchs, ein ‚Graxaím‘, der wie ein Blitz im hohen Gras verschwand.

Wenn wir ermüdeten sangen wir den berühmten ‚bay-e-ri-schen Marsch‘: 21, 22, 3,4,5,6,27, 28, 29, 30. So geht der bay-e-ri-sche Marsch, so geht der bay-e-ri-sche Marsch, Marsch, Marsch. Bei jeder vollen Zahl wiederholte sich der Refrain. Bei hundert angelangt ging es rückwärts: 99, 89, 8, 7, 6, 5, 4, 93, 92, 91, 90. Bei zwanzig

angelangt lautete der Refrain: Das war der bayrische Marsch. Im Takt dazu marschiert, wirkte er aufmunternd und belebend.

Am frühen Nachmittag erreichten wir den Salto.

Der ‚Salto‘ ist ein Wehr. Dort wird der Fluss Santa Cruz gestaut. Das Staubecken war sehr breit aber nicht sehr tief. Unterhalb befand sich das Kraftwerk, die ‚Usina‘, die den Strom sogar bis São Leopoldo lieferte. Theodomiro Porto und Coronel Gölzer haben schon Anfang des Jahrhunderts die Lichtleitung nach São Leopoldo und sogar nach Lomba Grande gelegt.

Gölzer ist eine legendäre Persönlichkeit, den man den Kaiser von São Leopoldo nannte. Als Autos in Rio Grande do Sul erschienen, fuhr er mit dem ersten ‚Ford-bigode‘ von seiner ‚Fazenda‘ in Santa Maria dos Caboclos nach São Leopoldo.

Wir durchwateten den Fluss unterhalb des Wehrs, von einem Stein auf den anderen hüpfend und erfrischten uns im kalten Wasser. Wir hielten uns aber nicht auf. Der Tag war schön und wir könnten noch einige Stunden marschieren. Es ging nun wieder aufwärts. Auf der Serra übernachteten wir auf fast 1800m Höhe.

Zum ersten Mal auf dieser Tour schlugen wir das Zelt auf. Die Ausrüstung des Zeltes war wie beim deutschen Militär und das Zelt selbst war auch aus Deutschland. Die Zeltbahnen, von denen jeder eine auf den Rucksack geschnallt, trug, waren anderthalb Meter im Quadrat, aus Gabardine, und rundherum mit doppelten Aluminiumknöpfen versehen. Die nummerierten Bahnen wurden auf dem Boden zusammen geknöpft und ergaben ein Rechteck von 3 zu 9 Metern. Von den Wanderstäben dienten einige zum Bau des Gerüsts, worüber das Zelttuch gespannt wurde. Zum Schluss wurden die Heringe in den Boden gerammt und das Zelt daran vertäut. Einige Bahnen schlossen das Zelt hinten und vorn. Es war anderthalb Meter hoch und bot 15 Personen Obdach. Vier Mann lagen in der Breite nebeneinander Die Mäntel dienten als Decken. Als Unterlage häufig nur die blanke Erde, manchmal etwas Stroh.

Als das Zelt aufgeschlagen war, sammelten wir Holz und machten Feuer. Die Kochkolonne, drei Mann, war für den ganzen Tag bestimmt. Sie mussten das Brennholz zusammensuchen, Feuer machen, Wasser holen und kochen. Der Morgenkaffee bestand aus gesüßtem schwarzen Kaffee und Bolachas. Die Zubereitung des Kaffees geschah folgendermaßen: Man tat einige Löffel Kaffee in die Kanne, schüttete kochendes Wasser darauf, rührte, und damit der Kaffeesatz sich absetzte, schüttete man etwas kaltes Wasser darauf oder tat ein glühendes Stückchen Kohle hinein. Das Mittagessen war verschieden, jenachdem was wir an Lebensmittel hatten, oder wer kochte. Das Abendessen bestand aus gesüßtem Tee, Bolachas und Rapadura.

Nachdem wir unser Abendessen eingenommen hatten, wurde das Feuer nachgelegt und Asche angehäuft, damit es nachtsüber nicht erlösche. Im Zelt diente Kerzenlicht als Beleuchtung, doch war sie kaum nötig, weil wir immer gleich schliefen, sobald wir uns niedergelegt hatten. Auch musste mit den Kerzen sparsam umgegangen werden.

Von Tainhas nach Azulegas

Am nächsten Tag war Black schon lange vor uns auf. Er gehörte diesen Tag zur Kochkolonne und bis wir aufgestanden und uns gewaschen hatten, war der Kaffee schon fertig.

Das Zelt wurde abgeräumt, was bedeutend schneller ging als das Aufbauen. Jeder griff, faltete und befestigte das, was er zu tragen hatte. Es begann ein wunderschöner Marsch über das Hochland, das immer noch anstieg.

Wir waren kaum eine Stunde gegangen, da kamen wir auf eine Anhöhe, von der man eine wunderschöne Aussicht hatte: Hügel und Flachland, alles Kamp, durchzogen von kristallklaren, grünen Flüssen und Bächen.

Weit entfernt sahen wir eine Ansammlung von Häusern, deren Dächer silbern in der Sonne glänzten. Scheinbar waren sie mit Zinktafeln bedeckt..

Wir gingen über den Kamp talabwärts, Hügel aufwärts und immer, wenn wir eine Böschung erklommen hatten, sahen wir das silberne Städtchen. Es lag immer noch in der Ferne und es schien, als ob wir uns ihm nie näherten. Wir ruhten an einem Wasserlauf im Schatten eines Wäldchens, kochten aber nicht ab. Und immer wieder entzückte uns die Aussicht, der klare Himmel, der am dunstigen Horizont, sich mit der Erde verband, der endlose Kamp unterbrochen von kleinen Pinienwäldchen.

Schließlich erreichten wir den Fluss Tainhas, noch vor der gleichnamigen Stadt, die nun doch ein wenig näher gerückt war.

Nun konnten wir sehen, was vorher in der Sonne geblitzt hatte: Schindeln. Die Häuser waren alle mit Schindeln gedeckt.

Die Schindeln sind von einer gewissen Art von Pinien, die sich dazu eignen, hergestellt. Das Holz muss sich reißen lassen. Es wird zersägt und dann mit einem besonderen Spaltbeil in Tafeln gerissen.

Wir durchwateten den Fluss, ließen die Stadt Tainhas rechts liegen und marschierten Richtung Azulegas.

Jetzt wurde abgekocht. Das Essen kochte diesmal der alte Black. Es gab sein Spezialgericht: Schmarren. Es war wohl kein oberbayerischer, wie er sein sollte, denn er bestand aus Maismehl, Eiern, Salz und Wasser und schmeckte wie Polenta. Der Schmarren war versalzen. Um dem abzuhelpen, tat unser Koch noch Zucker hinein, was ihn noch ungenießbarer machte. Wir taten den Löffel an den Mund, doch sobald Black wegsah, schmissen wir den Inhalt über die Schultern ins Gebüsch. Als Black das merkte wurde er fuchsteufelswild, sein Bart sträubte sich und er drohte: „Wer den Schmarren nicht isst, kriegt auch kein Ei“. Er hatte einige hartgekochte Eier halbiert, weil sie sonst nicht für alle gereicht hätten, die sollten wir als Nachtisch bekommen. Aber als niemand

den Schmarren aß, klappte er die Eier zusammen und wir bekamen sie erst am Abend.

Am Nachmittag kamen wir durch einen Korridor der zu beiden Seiten mit Steinmauern eingezäunt war. Die Mauern waren trocken aus groben Felssteinen gesetzt, begrenzten die Weiden und erleichterten so das Treiben des Viehs von einer Weide zur anderen. An den Enden befanden sich Tore. Der Gang war viele hundert Meter lang. Gebäulichkeiten der Fazenda waren nicht zu sehen.

Am späten Nachmittag kamen wir nach Azulegas, ein kleines Kampnest mit einer Vende. Diese gehörte einem Geschäftsmann namens Rafael Pinto.

Da der Lagerplatz für die ‚Trapeiros‘ (Viehtreiber) gerade unbesetzt war, durften wir im Schuppen übernachten auf den Brettergestellen, die als Schlafstellen dienten. Einige machten es sich in leeren Trögen bequem. Wir waren froh, dass wir die Zelte nicht aufzuschlagen brauchten, so konnten wir die Zeltbahnen als Unterlagen benutzen.

Wir deckten uns in der kleinen Vende mit Lebensmitteln ein und bereicherten unser Menü mit Serrano Käse, ein weicher, streng schmeckender Käse, der auf den Fazendas hergestellt wurde.

Da wir mittags kaum was gegessen hatten, mundete uns das Abendessen umso besser. Es bestand aus Bolachas, Käse, Rapadura und Tee. Was uns auf der Serra gefehlt hat waren Früchte. Es gab weder Bananen noch Orangen. Auch Gemüse gab es nicht. Es war sehr kalt in dieser Nacht. Hin und wieder krähte ein Hahn, auch Hühner gackerten, wohl von einem Stinktief aufgeschreckt.

In der Frühe weckten uns die Geräusche der Umgebung: Kühe blökten, Eimer klapperten. Es wurde gemolken. Auch das Wiehern von Pferden war zu hören und das Rufen der Trapeiros, die vorbei zogen und an der Vende Halt machten.

Jetzt wurde es auch bei uns lebendig. Feuer wurde angefacht, Kaffee gekocht. Wir suchten nach einer Waschgelegenheit. Nichts.

Wir zogen einen Eimer Wasser aus dem Brunnen, verwendeten etwas zum Waschen und Zähne putzen und füllten mit dem Rest die Feldflaschen. Natürlich war es eine Katzenwäsche.

Von Azulegas nach Taimbezinho

Als wir fertig waren, buckelten wir den Rucksack, nahmen den Wanderstab und machten uns auf den Weg zum Taimbezinho. Es ging wieder über den Kamp. Unterwegs lag etwas auf der Strasse, ich, der Zugführer, sah es zuerst und rannte darauf zu, um zu sehen was es war. Es war ein Rinderhorn mit einem hölzernen Boden aus Zederholz an seinem breiten Ende. An der Spitze hatte es einen Hals mit Leder umwickelt woran ein Lederband und ein Holzstöpsel befestigt war. Das Lederband war abgerissen, deshalb hatte es der Tropeiro verloren.

Es war fest verschlossen und mit gutem Schnaps gefüllt, was Black nach einem kräftigen Schluck feststellte.

Der Taimbezinho ist eine ungefähr 200m tiefe Schlucht, ausgewaschen durch einen kleinen, aber reißenden Fluss. Er hat drei verschiedene Wasserfälle. Das Wasser stürzt in dünnem zischenden Strahl in die Tiefe und verhüllt den Aufprall mit weißem Dampf, über dem häufig ein Regenbogen steht. .

Wir stießen direkt auf den Canion der die Wasserscheide bildet. Und blickten hingerissen in die tiefe grausige Schlucht. Etwas Vegetation säumte die abfallenden Ränder. Wir probierten das Echo. Es wiederholte sich endlos.

Auf unebenen Pfaden gingen wir den Taimbezinho entlang, bis gegen Abend, vorbei an zwei Wasserfällen, bis wir einen geeigneten Platz zum Übernachten fanden. Die Gegend war völlig unbewohnt. Wir hofften an ein Haus, oder wenigstens eine Hütte zu kommen. Vergebens. Auch keine Tropeiros waren zu sehen. Kein Mensch, außer uns.

Wir schlugen das Zelt auf und machten Feuer; lagerten uns am Feuer, ruhten unsere müden Glieder aus und lauschten den Geräuschen der anbrechenden Nacht. Zwei Raubvögel flogen kreischend vorüber, Grillen zirpten im Gras, kleine Vögel piepsten müde im Gebüsch und das Wasser in der Tiefe rauschte eintönig und dumpf dazu.

Es war kalt, aber das Wetter war gut und es zog kein Nebel auf. Es dunkelte langsam. Der sattgrüne Kamp veränderte zusehends seine Farbe, wurde bläulich, violett und schließlich grau. Die Sonne entwich als ein roter Ball hinter einem Pinienwäldchen. Ihr Schein färbte den Himmel im Westen dunkelrot und einige weiße Wölkchen wurden gelb, dann rosig und lösten sich auf. Am östlichen Horizont zeigte sich nun eine goldene Scheibe. Es schien, als ob der Kamp Feuer gefangen hätte. Aber nein. Es war der Mond, der bald seine runde Vollmondform bekam, und je höher er stieg, kleiner wurde. Er bekam einen Hof, der nicht weißlich war wie immer, sondern in Regenbogenfarben schimmerte.

Die Nacht war taghell. Alle Mulden und Hügel des Kamps waren zu sehen, das Vieh auf den Weiden, die Pinien. Es wurde so kalt, dass wir unsere Mäntel anziehen mussten. Ans Schlafengehen dachte keiner. Es war alles so aufregend, so einmalig, dass mitten aus der übermütigen Freude eine leise Trauer aus den Tiefen des Seins heraufstieg. Aber es war eine wonnige Wehmut.

Wir bereiteten den Tee. Jeder bekam zur Feier des Tages einen Schluck Schnaps aus dem Horn in den mit Tee gefüllten Becher. Es war der 31. Dezember 1914. Wir stießen an und wünschten uns ein glückliches neues Jahr. Wir wurden immer lustiger und übermütiger. Die Silvesterfeier erreichte ihren Höhepunkt, als Black überraschenderweise ein paar Raketen losließ, deren Hall und Widerhall von den Wänden der Schlucht wiedergegeben wurde.

Über uns der Himmel, übersät von Myriaden von Sternen. Man glaubte, wenn man lange hinsah, dass immer noch mehr sich

aus den Tiefen des Alls zu den anderen gesellten. Sollte der Schöpfer diese großartige, überwältigende Schönheit ganz allein für uns geschaffen haben, ein kleines Fähnlein halbwüchsiger Burschen? Inmitten einer unendlichen Einöde...

Irgendwo heulte ein Wolf. Das Lagerfeuer verglühte.

Ein feuchter Nebel weckte uns. Ein gutes Zeichen. Es würde nicht regnen. Beim Abstieg vom Fachinal konnten wir keinen Nebel gebrauchen. Die Luft war dünn und alle Konturen hauchzart.

Vom Taimbezinho nach Praia Grande

Von fast 1800 Meter Höhe führt ein ausgetretener Pfad jäh hinunter nach der Küste vom Atlantischen Ozean.

Nach dem guten Kaffee mit Bolachas rüsteten wir uns zum Abstieg der Serra. Wir mussten zuerst den dritten und letzten Wasserfall überqueren. Oberhalb des Falls durchwateten wir das Flüsschen und betraten den Staat Santa Catarina. Von nun an ging 's nur abwärts.

Unterwegs sahen wir einen ‚Guará‘, eine Art Wolf, einem Polizeihund ähnlich, aber kleiner, mit sehr langen Beinen und einem Schwanz wie ein Wolf. Er floh in weiten Sprüngen.

Der Fachinal ist ein von Maultieren und Tropeiros ausgetretener Pfad. Seit undenkbaren Zeiten dient er dem Transport von Waren und Lebensmitteln.

Er ist auch für die Menschen der einzige Weg von der Serra bis zum Tiefland.

Die Maultiere schleppen auf ihren Rücken ‚Cangalhas‘, aus Holz und Leder gearbeitete Tragkörbe, die beiderseits des Rückens herunter hängen. Von der Serra werden Käse, Charque und Felle in 's Tal befördert und von der Küste kommen Salz, Zucker, Getreide und Fertigwaren.

Ein Trupp von 10 bis 20 Eseln wurde von einem zu Fuß gehenden Tropeiro getrieben. Vorneweg ging eine Mula mit einem Glöckchen um den Hals, ‚Madrinha‘ (Patin) genannt, die auch nach einer Rast die Maultiere wieder versammelte.

Der Weg war teils wegen seiner enormen Steile, teils durch das Gewicht der Lasten, teils durch Erosion, so ausgetreten, dass er an manchen Stellen eine Schlucht bildete, einen Hohlweg.

Der Pfad selber hatte nur die Breite für die Hufe der Tragesel und war selbst für Fußgänger sehr schmal. Die Wände der hohlen Gasse waren durch die Tragkörbe so ausgebuchtet, dass der Pfad einem runden, oben offenen Tunnel glich.

Kein Tier konnte hier wenden, keine andere Maultiertruppe konnte derjenigen, die sich dort befand, begegnen oder aneinander vorbeiziehen. Deshalb waren vor und nach solcher Schlucht freie Plätze, auf denen eine Truppe auf die andere wartete.

Die Tropeiros verständigten sich mit Rufen, in einem besonderen Tonfall, den man den Serranajodler nennen könnte, um die anderen zu benachrichtigen, dass eine ‚Tropa‘ unterwegs war.

Auf einem solchen Rastplatz mussten auch wir warten, bis eine Tropa einen Hohlweg hinauf getrabt kam, kochten am Lagerfeuer der Tropeiros Tee und aßen von unserem Proviant: Käse, Rapadura und Bolachas. Der Abstieg war äußerst schwierig und anstrengend. Der Pfad war stufenartig ausgetreten voller Steine und Geröll. Die Füße taten weh, die Waden schmerzten vor lauter Bremsen. In Luftlinie ist es eine kurze Strecke, wir brauchten jedoch einen ganzen Tag für den Abstieg.

Es war schon dunkel, als wir Praia Grande erreichten. Ein paar Häuser und eine Vende, die einem Mabilde gehörte. Wir kauften schnell noch bei Mabilde einige Lebensmittel, die wir zu unserem Tee aßen, und streckten uns in dessen Schuppen todmüde auf unseren Feldbahnen aus. Jeder stöhnte. Jeder klagte: die Füße! Die Beine! Der

Schlaf jedoch heilte alles und am nächsten Morgen sprangen wir frisch und munter vom Lager und freuten uns schon auf das Meer.

Von Praia Grande nach Torres

Kurz nach Praia Grande stießen wir auf den Fluss Mampituba, der die Grenze zwischen Santa Catarina und Rio Grande do Sul bildet. Er entspringt am Abhang des Hochlandes und war dort noch sehr schmal. Das Wasser war eiskalt.

Wir befanden uns nun auf dem sandigen Flachland zwischen den Bergen und dem Meer. Um den Weg abzukürzen durchwateten wir wohl so zehnmal den seichten Fluss, der sich kurvenreich und träge durch ein steiniges Bett dem Meer zuschlängelt.

Diesmal gehörte ich zur Kochpatrouille. Es gab ‚Arroz Carreteiro‘, Reis mit Dörrfleisch, und das Essen fand allgemeinen Anklang, obwohl das Fleisch ziemlich zäh war.

Die Vegetation veränderte sich je näher wir der Küste kamen. Man sah nun viele Pflanzungen von Mais, Getreide und Früchten, besonders Orangen und ‚Abacaxi‘. Das Land war dichter bevölkert. Überall, wo wir jemanden trafen, oder an Häusern vorbeikamen, wurden wir freundlich begrüßt und willkommen geheißen. Sie erlaubten uns von den Früchten zu essen, soviel wir wollten.

In aller Frühe hatten wir Praia Grande verlassen, am späten Nachmittag erreichten wir Torres. Ein weiter Weg durch Sand und Fluss.

Im Takt unseres Lieblingsliedes ‚Das Wandern ist den Müllers Lust‘ marschierten wir in Torres ein und begaben uns in ‚s Hotel ‚Picoral‘, wo wir schon erwartet wurden.

Es war ein weitläufiges Bretterhaus mit vielen Zimmern. Wir wurden so eingeteilt, dass wir immer zu viert oder fünft in einem Zimmer schliefen. In Torres ruhten wir uns drei oder vier Tage von den Strapazen aus.

Wir konnten uns wieder mal an einen gedeckten Tisch setzen, in einem richtigen Bett schlafen, ein Badezimmer benützen und den Konfort einer zivilisierten Umgebung genießen.

Am nächsten Morgen, nach einem kurzen Bad im Meer, das die meisten von uns zum ersten Mal sahen und erlebten, und nach einem kräftigen Morgenkaffee mit Brot und Milch besichtigten wir das Städtchen.

Torres

Torres war der beliebteste Badeort reicher Portoalegreenser. Um einen Platz in der Nähe des Strandes standen die Wohnhäuser, alle aus Brettern gebaut, von Herbert Müller, Krahe, Reiniger und vielen anderen deutschstämmigen Familien.

In den nächsten Tagen besuchten wir alle Sehenswürdigkeiten der Umgebung: die Furnas, die Guarita, den Leuchtturm, den Friedhof. Auf dem Friedhof wunderten wir uns über die vielen deutschen Inschriften auf den Gräbern. Black erklärte, dass in der Zeit der ersten Einwanderungswellen zwischen 1824 – 1850 bei Torres ein großes Segelschiff mit Kolonisten gestrandet sei und diese sich hier niedergelassen hätten.

In Torres erkrankte Blacks ältester Sohn Georg. Er hatte sich beim Übergang des Mampitubas an den Steinen einen Fuß verletzt und es bestand die Besorgnis einer Blutvergiftung. Jedenfalls war er nicht mehr marschfähig.

Wir brachten ihn an den Omnibus, ein Kraftfahrzeug, das zum Menschentransport ausgebaut war, wie vor kurzem die von Pferden gezogenen Strassenbahnen von Porto Alegre. Man saß in Fahrtrichtung auf langen Holzbänken und stieg seitlich ein, für jede Bank ein Aufstieg. Auf den holprigen Strassen, mit schlechter Federung des Wagens, auf harten Bänken, Luftzug von allen Seiten, war 's eine böse Fahrt.

Diese Tage benützten wir auch, um unsere Wäsche zu waschen und Rucksäcke, Mäntel und Feldbahnen in der Sonne zu lüften.

Abends saßen wir vor dem Hotel, und sprachen, sangen und spielten. Georg Black erzählte uns häufig Geschichten aus seiner Vergangenheit und viel Wissenswertes von früher.

So erzählte er uns auch, wie die Pfadfinderei entstand. Das war noch gar nicht so lange her, erst einige Jahre: In England gründete der General Baden-Powell im Jahre 1908 eine Jugendorganisation, die er Boy-Scouts (Späher) nannte. 1911 schuf man nach dieser Art Pfadfindergruppen in Deutschland. Black, der vor kurzem drüben gewesen war, lernte die Pfadfinderei kennen, begeisterte sich dafür und gründete 1913 nach ihrem Muster die erste Pfadfindergruppe von Brasilien. Da er selbst Turnlehrer vom Turnerbund in Porto Alegre war, gehörte diese Gruppe zum Verein. Ihr Treffpunkt oder Sitz war auf dem sogenannten Spielplatz vom Turnerbund in São João, wo die Turner des Vereins Leichtathletik trieben. Hier waren auch die ‚Haberer‘ zu Haus.

Die in Porto Alegre ansässigen Bayern bildeten einen Verein, den sie ‚die Haberer‘ nannten. Der Kunstmaler und Anstreicher Schlatter hatte auf seinem ‚Spülplatz‘ ein Häuschen im oberbayrischen Stil errichtet, in dem sich auch ein Restaurant befand. Sie kultivierten hier die bayrischen Volksbräuche, Sprache, Lieder und Volkstänze, aber auch den Gebrauch des bayrischen Maßkruges.

Es war eine lustige Gesellschaft, bestehend hauptsächlich aus sich gut stehenden Handwerkern. Bekanntlich hat Handwerk goldenen Boden.

Ihr Haus war eine Zierde. Türen und Fenster, auch die Wände, waren mit bayrischen Motiven und tanzenden Paaren, Jägern, Almhütten bemalt. Dazwischen Sinnsprüche in gotischer Schrift. Wohl ein Werk Schlatters.

Black redete auch viel von der Bedeutung unserer Tour. Wir würden an der Gründungsfeier der Pfadfindergruppe von Blumenau teilnehmen, der ersten von Santa Catarina; sei's um unseren Mut zu stärken, sei 's, um die Begeisterung frisch anzufachen; auch von der Turnerei und ihrer Wichtigkeit war die Rede. Jeden Morgen, vor dem Bad im Meer machten wir Freiübungen, Dauerlauf und Spiele. Man spürte gar nicht, dass dies der Stählung der Muskeln und Ausdauer dienen sollte.

Einmal fragte jemand: „Herr Black, haben Sie den Turnvater Jahn gekannt?“ Er lachte gemütlich und strich seinen langen Bart: „Vielleicht mein Großvater. Der Turnvater Jahn hat vor hundert Jahren gelebt. Auch das Wort ‚turnen‘ ist erst hundert Jahre alt. Er hat es um 1810 aus dem Wort Turnier geprägt. Das Wort Turnier war im Mittelalter das Wort für Ritterkampf. Ihr seht, dass Spiel und Sport viel Gemeinsames haben. Beides dient zur Entwicklung und Stärkung unseres Körpers. Die alten Römer sagten schon: „In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele.“

Das kräftige Essen und die Ruhe hatte uns wieder hergestellt. Wir waren bereit zu neuen Strapazen, denn Florianópolis konnten wir nur in mindestens vier Tagesmärschen erreichen.

Torres gegenüber liegt eine lange, schmale Insel: Ilha dos Lobos. Sie hatte ihren Namen von der großen Anzahl ‚Lobos-marinhos‘, Seehunde, die sich an der flachen, dem Festland zugewandten Küste befinden. Nach dem Atlantischen Ozean fällt die Insel mit steilen Spitzen in 's Meer ab. Dort ist schon manches Fischerboot bei Sturm an den Riffen zerschellt.

Herr Picoral hatte einen Feldstecher, der, wenn wir nichts zu tun hatten, reihum ging. Die Insel mit dem sichtbaren Gewimmel von unbekanntem Tieren, hatte es uns angetan und wir baten Black, dieselbe zu besuchen.

Er mietete zwei Fischerboote, und am nächsten schönen Nachmittag ruderten die Schiffer uns hinüber.

Wir wollten die Schuhe ausziehen wie am Strand, aber die Fischer rieten uns davon ab. Bald sahen wir warum: Der Strand wimmelte von kleinen runden Seeigeln. Ein Stachel im Fuß und es wäre mit der Tour schlecht bestellt gewesen.

Als wir auf den Sand aufliefen, ein Schreck: ein Seelöwe waberte bis an die Brandung und ließ sich mit einem Plumps in 's Meer fallen. Die Seehunde machten sich nichts aus unserer Gegenwart. Man hätte ihnen stundenlang zuschauen können, wie sie sich übereinander und durch einander lümmelten, mal in 's Wasser rutschten, schwammen, untertauchten und mit einem Fisch im Maul auftauchten.

Doch es gab noch mehr zu sehen. Ein gestrandetes Schiff hing schräg im Wasser. Es hielt sich noch am Riff auf den es aufgelaufen war. Wir eilten hin und stiegen hinein. Es war aber nur noch das Gerippe eines Kutters, was an Metall daran gewesen sein dürfte, war nicht mehr vorhanden, wahrscheinlich gestohlen.

Der Hügel war bewaldet, doch gab es riesige kahle Felsen. Der Sand am Strand war mit Muscheln bedeckt, wir wagten aber nicht welche aufzulesen aus Angst vor den Seeigeln.

Zu unseren Ausflügen gehörte auch ein Besuch des Leuchtturms. Black musste zuerst Erlaubnis bei der ‚Capitania dos Portos‘ einholen. Ohne Erlaubnis hätten wir das Innere des Leuchtturmes nicht betreten können. Eine Wendeltreppe führte steil nach oben, wo sich in der verglasten Kuppel die Lampe drehte, die Tag und Nacht blinkte und Zeichen gab.

Wir wanderten auch nach Itapeva. Ein herrlicher Strand. Black war ganz begeistert von dieser Gegend und plante, eine bewaldete Anhöhe zu erwerben und dort ein Hotel zu errichten. (Er hat diesen Plan auch verwirklicht. Land und Haus, gehören heute den Pfadfindern von Porto Alegre.)

Ein weiterer Spaziergang war nach der Guarita. Das ist der Schluss der langen Kette von Strandbädern, die zwischen Rio Grande und Torres am offenen Meer liegen.

Am letzten Tag machten wir einen Gang bis zur Fähre, am Mampituba. Wir wollten am nächsten Tag keine Zeit verlieren und mit den Fährenschiffen abmachen, wann wir kämen, damit die Fähre, wenn möglich auf unserer Seite lag.

Auf dem Weg dorthin, den Strand entlang, sahen wir in der nächsten Nähe viele ‚Botos‘ (eine Art Delfine) im Meer, die spielerisch auf und nieder tauchten. Am Strand, bis an die Hüften im Wasser, warfen die Fischer ‚Tarrafas‘ aus. Das sind kreisförmige Netze, die in ihrem Umfang mit Bleiperlen versehen sind, um den Netzen das nötige Gewicht zu geben, sich beim Herausziehen unten zu schließen. Die Anwesenheit von Botos ist gleichbedeutend mit der Anwesenheit von einem Schwarm von Fischen. Die Netze kamen gefüllt ans Land. In jedem befanden sich sechs bis acht Tainhas. Die kleinen Fische wurden ins Meer zurückgeworfen.

Von Torres bis Araranguá

Wir machten uns frühzeitig auf den Weg, denn Black wollte am nächsten Abend in der Höhe von Araranguá sein. Mit dem Lied ‚Ade Du mein lieb Heimatland‘ verließen wir die Stadt und den Staat. Es ging nun immer den Strand entlang. Wir bündelten die Schuhe, hängten sie über den Rucksack und gingen barfuß am liebsten über den feuchten Sand.

Zuerst mussten wir noch einmal unseren alten Bekannten, den Mampituba, überqueren. Er war nun sehr breit, denn er hatte vorher das Wasser eines Nebenflusses bekommen und den Auslauf der Lagoa do Sombrio aufgenommen. Die Fähre lag bereit. Zwei Männer zogen sie an einem Seil gegen die Strömung hinüber.

Zu Mittag lagerten wir am Strand. Wir halfen alle angeschwemmtes Holz am Strand und in den Dünen aufzuraffen und Feuer zu machen. Black kochte das Mittagessen. Suppe aus Erbswurst. Es roch appetitlich doch schmeckte – sandig. Unser Meister hatte wenig Glück mit seiner Kocherei. Wenn er umrühren musste, legte er den Deckel flach in den Sand und davon war dann immer etwas in die Suppe gebrösel. Aber es war nicht schlimm und wir schlürften die Suppe und aßen dazu von dem Brot, das wir in Torres gekauft hatten.

Einem aber war die Suppe anscheinend nicht bekommen: unserem lieben Black selbst.

Am Abend, als wir uns im Zelt niederlegten, rief er mich, ihm zu helfen, er fühle sich nicht wohl und wolle einige Tropfen Opium nehmen. Er zählte die Tropfen. Da geschah das Unglück. Sei 's wegen der Beleuchtung der einzigen schwachen Kerze, sei 's, das die Tropfen am Gläschen herunter liefen und die Kontrolle unmöglich machten, er tat zuviel Opium auf den Zucker. Er legte sich hin und schlief sofort ein.

Wir alle schliefen bis in den hellen Tag. Unser Black lag auf seiner Feldbahn und rührte sich nicht. Wir rüttelten und schüttelten ihn, bis er einen Laut von sich gab, flößten ihm etwas heißen Kaffee ein, den jemand mittlerweile gekocht hatte und da kam er langsam zu sich. Er konnte jedoch weder stehen noch gehen. Ich schickte zwei Späher aus, um zu erkunden, ob irgendwo ein Mensch sei, der uns helfen könnte. Einer lief am Strand voraus, ein anderer erklimm die Dünen. Weit und breit niemand. Sie kamen unverrichteter Sache zurück.

Schließlich äußerte der Kranke den Wunsch, wir sollten ihn an den Strand und in 's Meer schleppen. Jeder zog seine Badehose an und wir schleppten den alten Black, wie Ameisen einen Regenwurm, hielten ihn fest und waren furchtbar in Sorge, dass er ertrinken könnte.

Nach einer Weile bat er, wir sollten ihn im trockenen Sand niederlegen. Und wiederum schleppten wir den halb ohnmächtigen Mann, der schwer wie Blei war und wabblig wie ein schlecht gefüllter Sack Getreide. Wir zerrten an Armen und Beinen und schließlich lag er im Sand und rührte sich nicht.

Plötzlich bekam er Schüttelfrost und er bat um Decken. Alles lief und schleppte Zeltbahnen und Mäntel herbei und wir mummten ihn ein bis an die Nasenspitze. Daraufhin begann er zu schwitzen, dass ihm das Wasser die Stirn hinunter lief. Auf einmal öffnete er die Augen, schnupperte und sagte: „Es riecht nach Opium. Untersucht mal das Fläschchen.“ Tatsächlich, es war halb leer. Er blieb liegen, bis er das ganze Opium ausgeschwitzt hatte und ging dann, noch etwas schwankend zu einem kurzen Bad ins Meer.

Mittlerweile hatten wir das Zelt abgebrochen, alles verpackt, und nachdem der Genesende noch eine Tasse starken Kaffee getrunken hatte, sagte er: „Wir müssen weiter.“

Und wir gingen. Ohne Aufenthalt, ohne Pause, ohne zu verschnaufen, marschierten wir an diesem Tag bis in die Höhe von Araranguá. Araranguá blieb rechts liegen. Es war die längste Strecke, die wir in einem Zug zurücklegten.

Wir waren an diesem Abend so müde, dass wir kein Zelt aufschlugen, auch kein Feuer machten. Wir suchten eine trockne Mulde in den Dünen, wickelten uns in die Feldbahnen und legten uns in den warmen Sand. Der Mond schien. Es war taghell. Nichts rührte sich. Der sanfte Wellenschlag der Brandung sang uns in den Schlaf.

Am nächsten Morgen, als wir die Nase aus den Decken streckten, mussten wir lachen. Überall waren kleine Hügel. Der Dünensand hatte uns zugedeckt. Damit hatten wir nicht gerechnet. Tagsüber kam immer eine leichte Briese vom Meer. Der stärkere Wind, der nachts vom Festland kam, hatte die Dünen in Bewegung gebracht.

Weiter ging `s. Wir schritten immer den Strand entlang. Unter uns ein Streifen feuchten, grauen Sandes, rechts das blaue Meer mit grünlich weißer Brandung, links die gelben Dünen, über uns ein blauer, wolkenloser Himmel und eine heiße, glühende Sonne. Wenn wir uns umsahen war's dasselbe; der Strand nun mit unseren Fußstapfen.

Und vor uns nichts weiter als Himmel, Strand, Meer und die berghohen, endlosen Dünen. Ab und zu flog kreischend eine Möwe über uns her und zurück ins Meer.

Am Strand lagen wunderbare Muscheln. Wir lasen welche auf, und immer, wenn wir eine größere, schönere fanden, warfen wir eine minder interessante weg. Schließlich konnten wir ja nicht alle mitnehmen.

Black machte uns auf eine Karettenspur und Zugochsenspur aufmerksam. Wir freuten uns, bald müssten wir auf Menschen und Wohnungen stoßen. Nichts. Die Spur verschwand in den Dünen. Trostlos! Keine Menschenseele weit und breit. Mittags kochten wir ab. Unser Brei war diesmal von Mais bereichert, den wir auf dem letzten Acker, den wir hinter uns gelassen hatten, gepflückt hatten.

Nach kurzer Rast marschierten wir weiter. Meer, Himmel, Sand, Dünen. Gegen Abend plötzlich Hundegebell. Wo ein Hund ist, ist der Mensch nicht weit. Da sahen wir fern, umsäumt von Büschen, einige Hütten. Wir eilten darauf zu. Dürre Kläffer sprangen uns entgegen mit gestäubtem Fell und gefletschten Zähnen. Wir redeten ihnen gut zu, sie beruhigten sich, umringten uns winselnd und geleiteten uns zum Fischerdorf.

Die Freude! Auch die Fischer freuten sich über die Abwechslung, informierten uns, dass dieser Ort Gamacho heiße und fragten nach woher und wohin.

Sie hatten am Nachmittag ein Netz eingezogen, und waren dabei, die Fische auszunehmen und zum Trocknen herzurichten. Alles Tainhas. Sie köpften die Fische, schnitten sie am Rückrat auf,

nahmen sie aus , salzten sie in einer Holzbütte und hängten sie zum Trocknen auf. Sie hatten Gestelle aus Bambusrohr, worüber sie die flach gedrückten Leiber hängten. Es sah aus, wie Zeug auf der Leine. Sie hatten auch einen Schuppen, in dem sie die getrockneten Fische stapelten, die halb getrockneten aufhängten, um sie vor dem Regen zu schützen.

Black verständigte sich mit ihnen, ob sie uns einige frische Fische abgeben könnten, natürlich gegen Entgelt. Sie sagten lachend, wir sollten uns nur so viele nehmen wie wir wollten. Das taten wir auch, rafften Schwemmholz auf, machten Feuer und nachdem es niedergebrannt war, brieten wir die leicht gesalzenen Fische auf einem Grill über der Glut. Als sie gar und knusprig waren, nahm jeder sich einen halben Fisch in die Hand und verzehrte ihn mit großem Genuss. Nie hat ein Fisch köstlicher geschmeckt.

Von Gamacho nach Laguna

In Gamacho konnten wir unser Zelt auf einem Rasen aufstellen. Die Fischer amüsierten sich an unserem Gehabe und an unseren Bräuchen und freuten sich an den Liedern, die wir sangen. Sie boten uns für die Weiterreise Fische an, doch Black lehnte ab, sie könnten unterwegs zu leicht verderben. Die Fischer orientierten uns über die folgende Wegstrecke, wir könnten nur bis an die Lagune zu Fuß gehen, dann müssten wir uns übersetzen lassen, um in die Stadt Laguna zu kommen.

Von Gamacho zur Lagune war es nicht weit. Wir kochten nicht ab und kurz nach Mittag gelangten wir an die Lagune, die durch eine schmale Meerenge mit dem Atlantischen Ozean verbunden ist; sie ist ein Binnensee. Die Stadt Laguna war wegen ihrer geschützten Lage schon in der frühen Kolonialzeit ein bedeutender Hafen.

Nun standen wir an der blauen, leicht gekräuselten Lagune, nur ein kurzer, schwacher Wellenschlag am Strand. Doch wie hinüber

kommen zur Stadt? Eine Fähre gab es nur weiter abwärts. Es lagen einige Fischerboote am Strand. Black machte einen Fischer ausfindig, der sich erbot, uns mit seiner ‚Canoa‘ hinüber zu fahren. Er wollte für die Fahrt 15 milreis, einen mil pro Person. Das Geschäft wurde zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen.

Wir müssten uns aber beeilen, der Wind sei günstig, könne aber zu heftig werden. Wie Sardinen in einer Büchse saßen wir in der Canoa aneinander – gezwängt. Ein Schiffer setzte ein Segel auf, spannte es, ein anderer löste das Tau und bediente das Ruder. Das Boot setzte ab, gewann an Geschwindigkeit und flitzte bald wie ein Pfeil über das Wasser.

Und es war Zeit. Ein Sturm erhob sich als wir uns dem Strand näherten. Unser Boot schlitterte auf den Sand, wir sprangen heraus, ergriffen unsere Habseligkeiten und marschierten im Laufschrift ins Zentrum der Stadt Laguna. Dort war eine Praça und an der Praça die Präfektur. Black sprach mit dem Intendenten und der erlaubte uns, auf der Praça zu zelten.

In aller Eile schlugen wir das Zelt auf, es war keine Minute zu verlieren, denn schon prasselte ein starker Regen vom Himmel herab. Und schon hatten wir Wasser an den Füßen, das Regenwasser flutete unter dem Zelt hindurch. Wir schulterten unsere Rucksäcke und saßen da wie ein Häufchen Elend, während ein Wolkenbruch über dem Zelt hereinbrach.

Der Bürgermeister, der unser Elend vom Rathaus aus sah, kam rüber und lud uns ein, in sein Haus zu kommen, das sich gleich in der Nähe befand. Wir brachen schnurstraks das Zelt ab, warfen uns die Zeltbahnen über und wateten ins Trockne, in den Pferdestall des Bürgermeisters. Die Zeltbahnen waren durchnäßt. Wir richteten uns ein, die Nacht auf Brettern zu verbringen, zugedeckt von unseren feuchten Mänteln.

Zum Abendessen schickte der gütige Gastgeber Brot, Wurst, Käse und Obst. Wir kochten auf einer dort befindlichen Feuerstelle Tee und aßen zum ersten Mal an diesem Tag.

Am Abend bekam Cacalo Bauchweh. Er wand sich vor Schmerzen. Was tun? Das Vertrauen an Opium hatten wir verloren. Nach langer Beratung erbaten wir beim Bürgermeister einen eisernen Topf, den wir auf der Kochplatte erwärmten. In seinen Mantel geschlagen, legten wir ihm den heißen Topf auf den Leib und flößten ihm noch schwarzen Tee mit einem Schuss von dem Schnaps ein. Am nächsten Morgen war er gesund.

Den nächsten Tag verbrachten wir noch in Laguna. Erst mussten die Zeltbahnen trocknen und wir neue Kraft schöpfen für den letzten langen Fußweg dieser Tour.

Wir gingen in der Stadt spazieren, durch schmale mit Kopfstein gepflasterte Strassen, vorbei an schönen alten Häusern in portugiesischer Bauart. Gingen auch zu der berühmten Quelle, um von dem klaren Wasser, das aus einem Fels springt, zu trinken.

Der Hafen war unansehnlich. Es lagen dort nur einige Kutter, breite Bote und Canoas. Es roch nach fauligen Fischen. Es gab dort auch ein palastartiges Haus an der Praça, in dem sich ein Museum befand, mit Gegenständen und Waffen der Freiheitskämpferin ‚Anita Garibaldi‘. Aber wir besichtigten es nicht.

Die Sonne stand wieder heiß am wolkenlosen blauen Himmel. Nur einige Pfützen verrieten noch den gestrigen Wolkenbruch. Mittags schickte uns der Bürgermeister am Spieß gebratenes Fleisch. Dazu aßen wir Brot.

Die zweite Nacht in Laguna schliefen wir besser, denn wir konnten wieder die Feldbahnen als Unterlage benutzen.

Von Laguna nach Florianópolis

Die Sonne ging auf, als wir, wie immer, mit einem frohen Wanderlied die Stadt verließen. Nach der Meerenge von Laguna türmten sich wieder die Hügel und Berge der ‚Serra do Mar‘. Sie waren hier dicht bewaldet. Mischwald, immer noch durchsetzt von Pinien.

Einen Tag lang gingen wir zwischen dem Meer und den noch entfernten Bergen den Strand entlang. An den noch flachen Hügeln sah man Pflanzungen von Bananen, Mais, Mandioca und anderem, auch häufiger Hütten und Häuser.

Immer wieder kleine Fischerdörfer. Auf dieser Strecke ging es uns gut. Unsere Mahlzeiten bestanden jetzt aus Fisch, Mais und Obst. Während der Wanderung nahmen wir ab und zu ein erfrischendes Bad im Meer. Am Ende des ersten Tages nach Laguna schlugen wir zum letzten Mal unsere Zelte am Strand auf. Wir befanden uns in der Nähe von Imbituba, einer Hafenstadt, die wir schon dem Namen nach kannten, weil dort die meiste Kohle von Santa Catarina verschifft wird.

Am nächsten Tag ging es landeinwärts. Die Serra do Mar zog sich jetzt mit steilen, teils kahlen Felsen an der Küste längs bis ins Meer hinein. Inseln und steile Riffe, auch Felsen unter dem Meeresspiegel erschwerten hier die Schifffahrt und gefährdeten die Schiffe. Manches Schiff ist hier gesunken.

Es begann nun eine drei Tage lange Wanderung über sandige, von Karretten ausgefahrenen Strassen. Wo es möglich war, schnitten wir den Weg ab. Ein Tag glich dem anderen. In glühender Sommerhitze trotteten wir müder und müder werdend den nicht enden wollenden Weg nach Florianópolis.

Die Rastzeiten wurden länger. Wo es ging, kochten wir an schattigen Bächen ab und benutzten die Pause, um uns mit einem kurzen Bad zu erfrischen, und den sandigen Staub loszuwerden.

Unterwegs mussten wir häufig die Schuhe ausziehen, um den Sand heraus zu schütteln.

Die anfängliche Begeisterung wich einer zunehmenden Gleichgültigkeit, die man am letzten Tag vor dem Ziel nur noch als Stumpsinn bezeichnen konnte. Den bayrischen Marsch sangen wir nicht mehr zu Ende. Die Augen brannten, manche hatten Sonnenbrand an Beinen und Händen. Marschieren konnte man auf diesen buckeligen Strassen nicht. Die Waden schmerzten, die Füße waren schwer. Wir wurden empfindlich unseren Kameraden gegenüber. Ein kleines Scherzwort war oft der Grund einer ernsthaften Verstimmung. Die Abende, an denen wir häufig die Zeit vor dem Schlafengehen mit Gesang und Plausch vertrieben hatten, wurden trostlos. Wir konnten es kaum erwarten, dass der rote Ball der Sonne hinter den Bergen verschwand, um dann irgendwo im Meer zu versinken. Kaum dunkelte es, da lagen wir im Zelt. Häufig störten ‚Mosquitos‘ uns am Einschlafen. Die Nächte reichten nicht aus, um die bleierne Müdigkeit in den Gliedern los zu werden. Müde und erschlagen standen wir auf und trabten lustlos über Strassen und Pfade einem Ziel entgegen, das immer noch in weiter Ferne lag. Das Mittagessen bestand gewöhnlich aus Arroz Carreteiro und grünem Mais. Das Abendessen aus Bolachas, Tee und grünem Mais.

Am vierten Tag nach Laguna kamen wir in eine besiedeltere Gegend. Auch die Strassen wurden besser. Wir kamen auf eine Landzunge, von der man zu beiden Seiten das Meer sah.

Endlich, wie eine Fata Morgana tauchten gegen Mittag in weiter Ferne die Pfeiler der Brücke auf, welche die Insel Santa Catarina mit dem Festland verbindet. Diese Insel war früher eine Verbrecherkolonie und führte den Namen Desterro – Verbannung. Zwischen Festland und Insel gibt es zwei Meerengen, die nördliche und die südliche. Die Brücke führt über die nördliche und trägt den Namen des Erbauers, Hercilio Luz. Sie ist ein Kunstwerk aus Eisen, Konkret und Stahlseilen. Eine Hängebrücke, deren Seile und Streben

an gewaltigen Eisenbetonpfeilern befestigt sind, so breit, dass zwei Fahrzeuge sich darauf begegnen können und so hoch, dass kleinere Dampfer darunter hindurch fahren können. (Ich muss berichtigen: Es war damals noch nicht die Hercilio Luz; die wurde erst ein Jahrzehnt später gebaut.)

Je näher wir kamen, umso imposanter wurde sie. Wir fassten wieder Mut und nahmen unsere Glieder zusammen, um pfadfindermäßig über die Brücke und in die Stadt zu marschieren.

Florianópolis

An der Brücke wurden wir von einer Kommission junger Burschen empfangen. Herr Köpke, von dem noch die Rede sein wird, hatte Späher ausgesandt, die unseren Anmarsch gemeldet hatten.

Wir wurden sozusagen im Triumphzug ins Zentrum der Stadt geleitet. Die Leute an den engen Strassen klatschten und jubelten uns zu. Der Marsch über die fast 200m lange Brücke war ein Erlebnis. Die kolossalen Pfeiler mit der Eisenkonstruktion, die wohl 20m hohen Türme, die mit armdicken Stahlseilen verbunden waren, die Streben und die Balken. Unter uns das Meer, über uns der Himmel. Die Schritte hallten hohl auf dem Gebälk.

Wir marschierten zur Wohnung von Herrn Köpke. Er war der Agent einer Schifffahrtsgesellschaft, Vertreter der Hamburg-Süd. Im Alter von ungefähr fünfzig Jahren war er ein großer stattlicher Mann, mit energischen aber freundlichen Zügen. Er begrüßte Herrn Black herzlich. Beide hatten schon durch Vermittlung des Urwaldboten in Briefwechsel gestanden, um unsere Tour von Florianópolis bis Blumenau zu organisieren.

Er führte uns zu einem prächtigen Haus, das in einem großen Park lag. Für uns hatte er in den Stallungen eine Liegestatt herrichten lassen, einige Matratzen aneinander gelegt mit Wolldecken.

Wir lagerten uns im Schatten unbekannter, großer Bäume und ruhten uns aus. Mücken umschwärmten uns. Herr Köpke schickte uns eine Platte belegter Brote und eine große Kanne Milchkafee. Wir fielen darüber her, wie ausgehungerte Hunde, denn seit dem frühen Morgen hatten wir nichts mehr zu uns genommen.

Herr Black blieb im Haus des Gastgebers. Sie berieten den weiteren Verlauf unserer Tour, die über Land nun zu schwierig wurde. Nachdem wir uns gestärkt und genügend geruht hatten, machten wir uns langsam daran unser Zeug in Ordnung zu bringen.

Wir waren bei Köpke angelangt, wie abgezehrte, verluderte Landstreicher. Nichts war mehr da von unserem Schneid. Uniform, Hemden, Schuhe alles war verdreckt und verkrumpelt, die Zeltbahnen, Rucksäcke, Mäntel mit einer dicken Staubschicht bedeckt.

So gut wir konnten säuberten wir uns und unser Zeug, putzten die Schuhe auf Hochglanz, bürsteten Hosen und Mäntel. Die Haare waren nun mittlerweile ins Genick gewachsen, doch daran war nichts zu ändern. Abends schliefen wir wie die Murmeltiere, bis Black uns weckte.

Herr Köpke hatte für diesen Vormittag eine Überraschung für uns: die Besichtigung eines deutschen Dampfers, des Pontius, der verankert in der Bucht lag.

In Europa war Krieg. Brasilien war noch nicht daran beteiligt. Vorläufig war der Krieg nur auf Mitteleuropa beschränkt, aber der Schifffahrtsverkehr war durch die Seefahrtssperre der Alliierten unsicher geworden. Deshalb war der große Frachter Pontius bei Florianópolis vor Anker geblieben, um den Verlauf des (wahrscheinlich?) kurzen Krieges abzuwarten.

Er war leer. Die Besatzung jedoch war vollständig. Es war ein Schiff der Hamburg-Süd und schaute schmuck und sauber aus. Gewöhnlich transportierte der Schraubendampfer in seinem Rumpf Getreide, Leder und anderes Rohmaterial, aber oben war ein Teil von

einem Deck zum Transport von lebendem Vieh eingerichtet. Es gab Boxen, in denen ein Pferd oder ein Rind einzeln eingepfercht werden konnte und große Futterlager.

Einige Matrosen holten uns mit einem großen Rettungsboot ab und brachten uns nach der Besichtigung wieder in den Hafen zurück.

Wir besichtigten den ganzen Dampfer von der Kommandobrücke bis in den Kesselraum. Auf der Kommandobrücke erklärte uns der Offizier die Apparate, die zur Steuerung eines Überseedampfers notwendig waren und zeigte uns auf einer großen Landkarte den Weg, den wir hinter uns und noch vor uns hatten, insgesamt zwei Breitengrade. Er machte uns auch auf die vielen Leuchttürme an der brasilianischen Küste aufmerksam, insbesondere auf den Leuchtturm von Santa Marta, dessen starker Leuchtstrahl weit auf dem Meer sichtbar ist, äußerst wichtig wegen der Gefährlichkeit dieses Küstenstreifens.

Wir waren bei Köpke zum Mittagessen eingeladen. Das Haus lag so vornehm da, ein wahres Patrizierhaus. Wir näherten uns dem Eingang. Einige Stufen führten hinauf. Die Tür stand weit offen und wir konnten ins Esszimmer sehen. Unter den Füßen glattes Parquett. Das sollten wir mit unseren rauhen, abgewetzten Schnürstiefeln betreten? Ausgeschlossen. Wir blieben draußen stehen, bis uns die Dame des Hauses zum Mittagessen einlud. (Hausfrau sagen geht nicht. Sie war so fein, vornehm und zurückhaltend, dass wir uns kaum zu nähern trauten.) In der Mitte der Tafel stand eine erhöhte Schale voller Früchte. Die Weintrauben hingen über den Rand der Schale herab und ließen uns das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Endlich saßen wir und entfalteteten die Servietten. Schließlich wußten wir ja wie wir uns zu benehmen hatten. Alles Kinder von besseren Eltern.

Ein Diener und ein Hausmädchen trugen auf. Der Tisch bog sich beinahe unter lauter Schüsseln und Platten. Es schmeckte

herrlich und bald verließ uns unsere Scheu, langten zu, füllten wiederum die Teller und aßen, bis nichts mehr hineinging. Oder fast nichts, denn zum Nachtsch gab es Früchte, die auch, wie durch einen Zauber verschwanden.

Dazu gab 's Limonade, ‚Gasosa‘. Wann hatten wir die zum letzten Mal getrunken? Gesättigt und faul ließen wir uns im grünen Gras des Parks nieder. Die Welt war wieder schön, und zuversichtlich dachten wir an das, was uns die Reise noch bieten könnte.

Black und Köpke hatten mittlerweile beschlossen, uns mit einem Küstendampfer nach Itajaí zu bringen. Von dort aus würden wir die letzte Strecke zu Fuß nach Blumenau machen.

Nachmittags gab 's noch Kaffee und Kuchen. Danach machten wir uns reisefertig. Zum Abschied stellten wir uns in Marschkolonnen auf und dankten den großzügigen Gastgebern mit dem Lied: ‚Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus‘.

Von Florianópolis nach Itajaí

Der Küstendampfer, der den freundlichen Namen Max trug, konnte so dreissig bis vierzig Leute transportieren.

Er legte langsam ab und schnaufte durch die stille grüne Lagune. Hinter uns verschwanden die Häuser und die monumentale Brücke, die noch lange als zierlicher Schattenriss gegen den roten Himmel sichtbar blieb.

Wir machten es uns bequem, waren lustig und guter Dinge. So ging es eine Weile. Zu beiden Seiten war noch Land zu sehen, der weiße Strand, die dunklen Hügel und die im letzten Sonnenlicht glühenden Höhen.

Doch plötzlich fing unser lieber, zahmer Max an zu bocken. Wir hatten die Barre erreicht, das offene Meer lag vor uns. Das Schiffelein stürzte in Wellentäler und stieg senkrecht die Wellenberge hinauf; dann legte es sich nach links, dann nach rechts, um dann

wieder wie eine Schiffschaukel rauf und runter zu klettern. Einer nach dem anderen stürzte an die Reling und opferte den Seegöttern. Sogar unser großer, starker Black erlag der Seekrankheit. Das schöne, gute Essen, die Trauben, der Kuchen, alles ging über Bord.

Auf hoher See wurde es besser. Wir richteten uns zum Schlafen ein. Das Schiff schaukelte jetzt angenehm und knirschte leicht in den Fugen. Wir lagen noch eine Weile schlaflos und blickten in den Himmel, in die schwarzsamtene Kuppel, bestickt mit großen und kleinen goldenen Sternen. Unwirklich! Unendlich!

Als wir am nächsten Morgen erwachten, lagen wir vor Itajaí. Bei dieser Stadt mündet der Fluss Itajaí-Açu ins Meer. Die Stadt liegt links der Mündung.

Von Itajaí nach Blumenau

Von Itajaí nach Blumenau sind es 33 km. Wir gingen am Fluss längs, schnitten ab, wo er sich in zackigen Kurven zu weit von der Richtung entfernte. Kurz nach Itajaí kamen wir über eine hölzerne, überdachte Brücke, die wahrscheinlich über den Fluss Itajaí-Mirim führte. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Man ging schön im Schatten über den schnell fließenden Fluss.

Die Gruppe war nun wieder munter. Den bayrischen Marsch sangen wir wieder vor und rückwärts wie in guten alten Zeiten. Die Landschaft wurde immer freundlicher. In den Tälern Äcker und Wiesen bis ans Ufer, bunt getünchte Fachwerkhäuser, gepflegte Landstrassen. An den Abhängen Zuckerrohr, Bananen und Tabak. Überall Mais und Mandioca, eingezäunte Obst- und Gemüsegärten..

Wir durchschritten eine neue fremde Landschaft. Pinienwälder gab es keine mehr. Hier gab es Mischwälder mit Zeder, Canela und Bäumen mit nie gehörten Namen. Neu waren auch die verschiedenartigen Palmen: Coqueiros, Palmitos und Dachblattpalmen, mit deren Blättern hier die Hütten gedeckt waren.

Der weiche Kern von Palmitos ist essbar und wir sollten ihn in Blumenau kosten.

Die Wiesen, auf denen kräftige Kühe weideten, waren mit gelegten Steinmauern oder Hecken eingesäumt. An den Kolonistenhäusern viel es auf, das Haus und Stall unter einem Dach lagen, so, dass das Haus durch einen Gang vom Stall getrennt war, in dem der Leiterwagen Platz fand. Hinter den Kuhställen befanden sich die Schweineställe, meistens so angelegt, dass die Jauche einen kleinen Abhang hinunter lief und dort in einer natürlichen Mistgrube aufgefangen wurde.

In den Höfen wimmelte es von Hühnern, Enten und Gänsen. Wir sahen wunderschöne Fachwerkhäuser mit Gardinen an den Fenstern und Blumentöpfen auf den Fensterbrettern. Oft war auch der Garten mit Staketenzäunen umgeben.

Unser Weg führte den Itajaí entlang, der hier breit und tief war. Das Land im Flusstal ist fruchtbar. Wenn der Fluss in Regenzeiten anschwillt und in reißenden Fluten alles überschwemmt, düngt er mit dem abgesetzten Schlamm die Erde.

Blumenau

Wir näherten uns Blumenau. Der Itajaí lief nun zahm und grün in seinem ausgewaschenen Flussbett. Und trug kleine Dampfer, Boote und Canoas, Transportmittel für Menschen, Vieh, Waren und Kolonialprodukte nach dem großen Seehafen Itajaí. Wir sahen die Stadt schon von weitem am gegenüber liegenden Ufer. Aus dem Tal wanden sich die Strassen bis auf die Anhöhe, an deren Abhängen im Grünen die Dächer vieler Häuser zum Vorschein kamen.

An der Brücke wurden wir von einer Kommission empfangen, die Herr Köhler, Besitzer und Redakteur des Urwaldboten uns entgegen gesandt hatte und die uns im Triumphzug ins Stadtzentrum begleitete. Die Bevölkerung konnte sich nicht fassen vor lauter

Begeisterung. Unsere Ankunft war schon im voraus vom Urwaldboten propagiert worden, bestimmt war aber nicht der Tag unserer Ankunft, doch von Itajaí war die Nachricht unseres Kommens schon per Telegramm uns voraus geeilt.

Wir marschierten mit Gesang zum Urwaldboten, wo wir vom Redakteur und vielen angesehenen Bürgern empfangen wurden. Der Redakteur, gleichzeitig Leiter der Pfadfindergruppe, die dort im Aufbau war, hatte uns Privatquartiere besorgt. Ich war bei der Familie Schachtleben untergebracht, reiche Leute, Besitzer einer Lederei. Wir haben später noch lange korrespondiert.

Gottseidank! Wir waren am Ziel angelangt.

Den Rest des Tages gehörten wir unseren Gastgebern, d.h. sie nahmen von uns Besitz. Zuerst wurde natürlich gebadet, in einer richtigen Badewanne mit heißem Wasser, duftender Seife, sauberen Handtüchern; dann wurde eine Melone aufgeschnitten.

Die Gastgeber und ihre Kinder wichen nicht von meiner Seite. Ich musste erzählen und nochmals erzählen. Ein Schulatlas wurde beigebracht und mit den Fingern tastete man die Strecke ab, die wir per Bahn, zu Fuß, und per Schiff zurückgelegt hatten. Staunen und Bewunderung und immer wieder Fragen.

Gegen Abend noch ein Besuch beim Friseur. Nach dem Abendbrot saßen wir noch gemütlich beisammen und ich erfuhr viel über die Stadt, wie, warum und wo sie gegründet wurde (von Dr. Blumenau im Jahr 1850), welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, und welche Probleme mit den Überschwemmungen des Itajaí verbunden sind. Auch von den Hoffnungen auf eine reiche Zukunft im Irajaital war die Rede.

Nachts dann ein Bett. Ein richtiges Bett mit nach Sauberkeit duftender Bettwäsche, Kopfkissen, bezogene Decke, alles. Kann es etwas Köstlicheres geben?

Wir verbrachten drei Tage in Blumenau. Jeden Morgen trafen wir uns im Urwaldboten, um von dort aus unsere Ausflüge und

Besichtigungen zu unternehmen. Wir besichtigten auch Fabriken, so die Weberei von Hering, eine Konservenfabrik, die besonders Palmitos zu Konserven verarbeitete, eine Brauerei und eine Backsteinbrennerei.

Auch lange Ausflüge zu Fuß oder mit dem Wagen, selbst mit der Bahn standen auf dem Programm. Nach Indaial fuhren wir mit der Bahn, und Black bedauerte immer wieder das Christian Gelbert, der in Blumenau geboren war, nicht dabei war. Sein Vater hatte an der ganzen Eisenbahnlinie die Stationen gebaut. Alle im selben Stil. In Pomerode besuchten wir eine Porzellanfabrik.

Abends war immer im Vereinshaus der Stadt irgendetwas los. Wir waren viel mit der Jugend von Blumenau zusammen, die schon eine Turnriege hatte und nun eine Pfadfindergruppe gründen wollte. Aber es war noch nicht so weit. Eigentlich sollten wir ja an der Gründungsfeier teilnehmen, aber aus mir unbekanntem Gründen fand sie nicht statt.

Von Blumenau nach Porto Alegre

Am vierten Tag schifften wir uns frühzeitig auf einem kleinen Flussschiff ein. Jeder schleppte eine große Klutsche Bananen mit sich, ein Geschenk der Stadt. Black hatte etwas ganz besonderes geschenkt bekommen: eine Mauseschlange. Sie lag eingerollt und farblich in einer Kiste, deren Deckel aus Leisten gezimmert war, damit sie Luft bekam aber nicht auswischen konnte. Man konnte zusehen, wie sie eine Maus verschlang und verschluckte.

Es war eine schöne Flussfahrt. Bäume und Lianen hingen bis ins Wasser hinein, es war, als führe man durch einen Garten. In einigen Stunden waren wir schon in Itajaí, wo ein Ita-Dampfer auf uns wartete. Alles war vom Urwaldboten, Köpke und Black organisiert worden. Nachdem wir uns auf Deck niedergelassen hatten, stach der Dampfer in See.

Der Kapitän war nicht begeistert von den nicht zahlenden Fahrgästen und nahm uns nur unter der Bedingung mit, dass wir auf Vorder- und Achterdeck blieben, uns nicht unter die Passagiere mischten und nirgends herumliefen und Radau machten.

Wir fügten uns gern in seine Befehle, waren wir doch froh, ruhen zu können und nicht mehr gehen zu müssen.

Wir hatten Glück, das Wetter blieb gut und das Meer friedlich. Niemand wurde seekrank. Einmal ließ sich ein Albatroz auf der Spitze des Mastes nieder und blieb den ganzen Tag dort sitzen. Auch er machte die Reise umsonst. Im Meer begleiteten Botos das Schiff und am Himmel Seemöwen. Fliegende Fische schnellten von einer Welle in die andere.

Die Mahlzeiten bekamen wir von der Schiffsküche. Das Essen war gut und kräftig. Vorm Schlafengehen bekamen wir immer noch Tee und Gebäck, Bolacha-Maria. Zwischendurch aßen wir von den Bananen, die kein Ende nehmen wollten. Wir schliefen auf dem Vorderdeck. Der Himmel war sternklar.

In knapp zwei Tagen erreichten wir Rio Grande. Diesmal war auch die Barre gnädig. Die Nacht über schliefen wir am Hafen vor Anker. Es ist gefährlich nachts durch die Lagoa zu fahren.

Einen ganzen Tag durchfuhr der Ita-Dampfer die Lagoa dos Patos. Manchmal bockte er etwas, das war, wenn er im Begriff war, aufzufahren. Die Fahrtrinne durch den langen und breiten Binnensee ist schmal und verändert sich häufig. Sie ist durch Bojen gekennzeichnet. Gegen Mittag fuhr er fest. Er stellte den Rückwärtsgang ein, und kam auch bald wieder los. Es war ein unheimliches Gefühl.

Die Ufer waren weit entfernt, doch man sah immer wieder Schwärme von Enten, Wildenten, Reiher und anderen Vögeln aufwirbeln und sich irgendwo anders niederlassen. Immer noch begleiteten Möwen unseren Dampfer, denn die Lagoa enthält noch bis Itapuã, wo der Guaíba in sie mündet, Meerwasser. Sie ist eher eine

Lagune, als ein See. Interessant war, zu beobachten, wie das Süßwasser mit einer langen, breiten und rötlichen Spur ins Salzwasser drang, bis es sich allmählich vermischte. Immer waren noch unsere ständigen Begleiter Schwärme von Möwen und Wildenten.

Die Schlange lag in der Kiste und rührte sich nicht. Hin und wieder rollte sie sich auf und dann wieder ein, viel Platz hatte sie nicht.

Gegen Abend, als wir die Felsspitze mit dem Leuchtturm von Itapuã umschiffen hatten, sahen wir Porto Alegre vor uns liegen. Ein jeder war aufgeregt, ordnete sein Gepäck und warf die letzten Bananen über Bord. Doch es dauerte noch eine ganze Weile, bis der Dampfer den Hafen von Porto Alegre anlief.

An der ‚Molhe‘ erwarteten uns Freunde und Verwandte, nahmen uns in Empfang und geleiteten uns zum Turnerbund. Wieder war es ein Triumphzug. In Marschkolonnen marschierten wir durch die abendliche Stadt, immer mehr Menschen begleiteten den Zug, die Straßenbeleuchtung brannte, wir sangen ein Wanderlied nach dem anderen und marschierten mit Klang und Gloria in den Turnerbund ein.

Dort löste sich die Gruppe auf. Jeder nahm sein Gepäck, verabschiedete sich von Black und seinen Kameraden. Nach fast einem Monat waren wir wieder zu Haus.

Die große Tour Porto Alegre – Blumenau war zu Ende.

Fonte:

Zwanziger, Iris. Die große Tour. In: *Die alte Truhe*. 2ª ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 192-223.